

Zur »Entdeckung« der historischen Synagogen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: architektur- geschichtlich-volkskundliche Forschung und ihre Resonanz im Synagogenbau¹

Ulrich Knufinke

»Dem jüdischen Volke«² widmet Kurt Goldenberg seine 1922 bei der Technischen Hochschule zu Dresden eingereichte Dissertation über den »Kultus- und Profanbau der Juden erläutert an Hand von Hamburg-Altona-Wandsbek«. Eine akademische Zweckschrift wie eine maschinenschriftliche Dissertation gleich einem ganzen Volk zuzueignen, mag, zumal im Fach Kunst- oder Architekturgeschichte, ungewöhnlich erscheinen. Parallel formuliert zur Inschrift über dem Portal des Berliner Reichstags, »Dem deutschen Volke«, dort angebracht 1916, zeigt die Widmung an, welchen Stellenwert der Architekt Goldenberg seinem Thema beimaß: Nicht »der jüdische Architekt« oder »der jüdische Bauherr« sollte sich der Funktionen und der Entwicklung jüdischer Bauwerke vergewissern, sondern ein ganzes Volk sollte es sich zur Aufgabe machen, diesen Aspekt seiner Kultur und Geschichte zu würdigen.

- 1 Anregungen für diesen Beitrag erhielt der Verfasser im Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Architekturgeschichte jüdischer Gemeindecinrichtungen in Deutschland seit 1945, das er zwischen 2006 und 2008 an der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa der Technischen Universität Braunschweig und des Center for Jewish Art der Hebrew University of Jerusalem durchführen konnte.
- 2 Kurt Goldenberg: Der Kultus- und Profanbau der Juden erläutert an Hand von Hamburg-Altona-Wandsbek. Masch. Man. Dresden 1922, Vorsatzblatt. Über Goldenberg konnten bislang keine weiteren Informationen ermittelt werden.

Goldenbergs Dissertation war wohl aufgrund ihrer Entstehungszeit in den Jahren des Ersten Weltkriegs und der frühen Weimarer Republik nur wenig verbreitet und ist, soweit bekannt, nur in zwei Exemplaren überliefert. In seinem Vorwort gibt der Autor, der sonst nicht mit wissenschaftlichen Publikationen in Erscheinung getreten ist, Hinweise auf den Hintergrund seiner Arbeit: »Die erste Anregung zu vorliegenden Untersuchungen erhielt der Verfasser vom ›Jüdischen Kunstarchiv‹ Berlin, Herrn E[rich] *Toeplitz* [i. O. gesperrt], weitere wertvolle Ratschläge, gerade in bezug auf die Nutzbarmachung des engeren Gebietes für eine allgemeinere Geltung, gingen von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. *Cornelius Gurlitt* [i. O. gesperrt] – Dresden und Herrn Prof. Dr. *Oscar Reuther* [i. O. gesperrt] – Dresden aus.«³ Kurt Goldenberg stand also in Kontakt sowohl mit einem Forscher, der sich der jüdischen Volkskunde widmete, als auch mit Vertretern der akademischen Kunst- und Architekturgegeschichte. Er nennt auch seinen Antrieb, sich mit dem »Kultus- und Profanbau der Juden« zu befassen: »Die erst in jüngster Zeit auftauchende Frage nach Existenz, Äusserungen und Wesen einer jüdischen Kunst, jüdischer Malerei und Plastik, Friedhofs-, Kleinkunst und Architektur, deren Erforschung, ebenso wie die jüdisch-religiös-wissenschaftlicher Probleme noch in den ersten Anfängen steckt, liess es dem Verfasser als notwendig erscheinen, den Versuch zu unternehmen, die grossen Zusammenhänge der für jüdische Zwecke entwickelten Bautätigkeit und Architekturformen aufzudecken.«⁴

Goldenberg unternimmt in seiner Arbeit den Versuch, Funktion und Gestalt der jüdischen Bauwerke zu analysieren, zu denen er alle jene Objekte rechnet, die von den jüdischen religiösen Regeln und Gesetzen beeinflusst oder abhängig sind. Methodisch wichtig ist für ihn, zunächst eine Materialgrundlage zu schaffen, deren Analyse ihn zu allgemeineren Erkenntnissen führen soll. So verdanken wir der Publikation Goldenbergs eine Reihe von sorgfältigen, von ihm selbst hergestellten

- 3 Goldenberg (wie Anm. 2), S. V. Erich Toeplitz war später Kustos am Museum jüdischer Altertümer in Frankfurt am Main und Leiter der Gesellschaft für Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler, deren Publikationen er herausgab. Oscar Reuther (1880–1954), Architekt, Stadtplaner und Archäologe und zeitweilig Rektor der Technischen Hochschule Dresden, war einer der Referenten für die Dissertation Goldenbergs.
- 4 Goldenberg (wie Anm. 2), S. V. Wie spärlich zu diesem Zeitpunkt die Forschungslage zu jüdischen Bauwerken war, belegt Goldenbergs Literaturverzeichnis, das hierzu lediglich sieben Titel auflistet; ebd. S. III und IV.

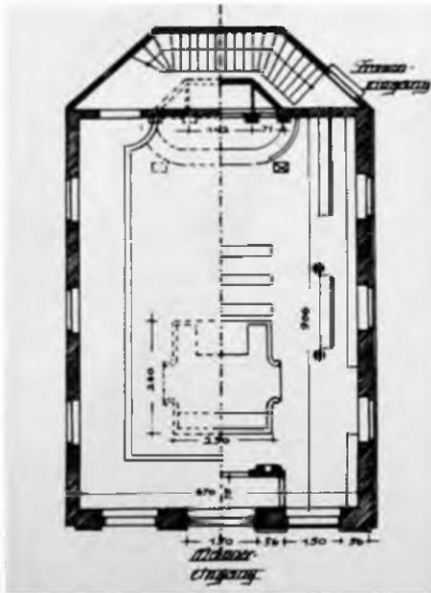


Abb. 1 Sephardische Synagoge in Hamburg-Altona, 18. Jahrhundert,
Aufmaß von Kurt Goldenberg, publiziert 1922 (nach: Goldenberg, wie Anm. 2)

Aufmaßzeichnungen historischer Bauwerke jüdischer Gemeinschaften in Hamburg, die sonst nur mit wenigen Fotos oder anderen Darstellungen überliefert und bis auf eines seit der Zeit des Nationalsozialismus zerstört sind. Seine maßstäblichen Risse ermöglichen zum Beispiel die Rekonstruktion der Portugiesischen Synagoge in Altona oder der jüdischen Friedhofsbauten Hamburgs (Abb. 1). Die Vernichtung jüdischer Bauwerke macht aber nicht nur Goldenbergs Dokumentationen, sondern auch die seiner zeitgenössischen Kollegen in ganz Mittel- und Osteuropa zu wertvollen, unersetzlichen Quellen der architekturhistorischen Forschung bis in die Gegenwart.

Es ist bemerkenswert, aber von Goldenberg nicht weiter erläutert, dass er auch Bauwerke des 19. Jahrhunderts in seine Untersuchung einbezieht, einer Epoche, die von den meisten seiner Zeitgenossen als überholt und hinsichtlich einer spezifisch jüdischen architektonischen Stilistik geradezu entgegenstehend betrachtet wurde. Ob ein Objekt zur jüdischen kulturellen Sphäre zuzurechnen sei oder nicht, beurteilte er demnach nach funktionellen Kriterien.

Goldenberg's Vorgehensweise, zunächst die allgemeinen historischen »Faktoren« für den »Kultus- und Profanbau der Juden« aufzuführen, um anschließend funktionelle Gruppen zu definieren (»Gotteshäuser«, »Rituelle Bäder« usw.) und ihre jeweiligen aus der jüdischen Tradition abgeleiteten Spezifika zu erläutern, ist bis heute gängige Praxis typologisierend angelegter, an »Baugattungen« orientierter Architekturtheorie und Baugeschichtsschreibung.⁵ Die kunsthistorische Architekturgeschichte, die damals als »Hausforschung« bezeichnete Baugeschichte und die Denkmalpflege waren im ausgehenden 19. Jahrhundert Forschungsfelder, die teilweise in den Bereich der Volkskunde hineinragten oder von ihr ausgingen. Die Erforschung von Bauwerken, die als »anonyme« Architekturen beschrieben werden können, sollte gleichsam evolutionäre Prozesse und ihnen zugrunde liegende Charakteristika der jeweiligen Völker freilegen.

Der Historismus und die historischen Bauwerke jüdischer Gemeinschaften

In der Epoche des Historismus war die Beschäftigung mit historischen Baudenkmalen – also mit Bauwerken, die nicht als Denkmale geschaffen wurden, sondern wegen ihres Alters, ihrer Gestalt oder wegen historischer Ereignisse zu denkwürdigen Objekten erklärt wurden – nicht allein auf Dokumentation und Erhaltung ihres »Quellenwertes« gerichtet. Aus der Kenntnis der Baugeschichte sollten auch Anregungen geschöpft werden, wie neue Bauwerke zu gestalten seien – und wie man eine entsprechende Stilwahl historisch begründen könne. Erfassung des Alten und Verarbeitung in Neues gingen Hand in Hand und so weit, dass eine »Verbesserung« des Historischen durchaus möglich und angebracht erschien, wenn man meinte, die »eigentlichen« Prinzipien zum Beispiel der Gotik besser erkannt zu haben als die gotischen Bauleute selbst. Romanisch-mittelalterliches galt als »deutscher Stil«. Jüdischen Architekten wie Edwin Oppler schien dieser Stil daher geeignet, mit

5 Vgl. zum Beispiel das grundlegende Werk zur Synagogenarchitektur in Deutschland: Harold Hammer-Schenk: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933) (=Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen Juden, 8). Hamburg 1981.

Synagogenbauten den Anspruch auf Teilhabe und Anerkennung an der »deutschen Kultur« zu demonstrieren. Als Erklärung für seine Stilwahl beim Entwurf der Synagoge für Hannover (1864 bis 1870 errichtet) formuliert er: »Währlich, sind vom 9. bis 14. Jahrhundert die Synagogen im deutschen Style erbaut, schließt also der Ritus diesen Styl nicht aus, dann giebt es keine Frage mehr für den Baumeister der Neuzeit, ein jüdisches Gotteshaus auch im deutschen Style zu erbauen [...]. Der *deutsche* Jude muß also im *deutschen* Staate auch im *deutschen Style* bauen [Hervorhebungen i. O. gesperrt].«⁶ Mittelalterliche Synagogen waren also in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus bekannt, und einzelne, herausragende Bauwerke kamen in den Blick der Denkmalpfleger und Architekten. So publizierte der Wiener jüdische Architekt Wilhelm Stiassny bereits 1864 eine Bauaufnahme der mittelalterlichen Altneuschul in Prag in der Zeitschrift des Vereins »Wiener Bauhütte«.⁷

In der Frage nach einem angemessenen Erscheinungsbild von Synagogen und anderen jüdischen Einrichtungen hatte die Suche nach einer Begründung der Stilwahl aus historischen Überlegungen im 19. Jahrhundert jedoch nicht zu einer einheitlichen und allgemein akzeptierten Antwort geführt – neben den in Deutschland seit ungefähr 1870 vorherrschenden neoromanischen Synagogen gab es solche in maurischer Einkleidung und in Formen der Renaissance. Der seinerzeit in Hamburg tätige Max Grunwald (1871–1953) konstatierte daher 1901 in der Allgemeinen Zeitung des Judentums: »Man baut Synagogen bisher entweder im Anschluß an die Umgebung, oder orientalisches oder [...] nach willkürlicher Stilbildung. *Einen eigenen jüdischen Stil giebt es nicht.*«⁸ Für

6 Zit. n. Harold Hammer-Schenk: Edwin Opplers Theorie des Synagogenbaus. Emanzipationsversuche durch Architektur. In: Hannoversche Geschichtsblätter 33, 1979, 4, S. 110–117.

7 Die drei Zeichnungen der Altneuschul sind veröffentlicht in: Publikationen des Vereines Wiener Bauhütte 3 (1864), Sektion 2, Abb. Nr. 2, 29 und 60; vgl. Satoko Tanaka: Wilhelm Stiassny (1842–1910). Synagogenbau, Orientalismus und jüdische Identität. Wien, Diss. 2009, http://othes.univie.ac.at/6524/1/2009-08-02_0203702.pdf, Zugriff: 28.9.2010). Für den Hinweis danke ich herzlich Frau Satoko Friedl (Tanaka), Wien.

8 Max Grunwald: Wie baut man Synagogen? In: Allgemeine Zeitung des Judentums 65, 1901, 10, S. 115–117, hier S. 116, Hervorhebung i. O. gesperrt, dort auch das folgende Zitat. Zur Unterscheidung zwischen Tempel und Synagoge führt er zuvor an, dass man sie in der Geschichte nicht miteinander vermengt habe: »[Die Einrichtung der Synagoge] beschränkt sich auf einen Ort, an dem die Thorarolle aufbewahrt, und

die Geschichte des Synagogenbaus stellt er fest, man habe Synagogen zunächst in demselben Stil gebaut, »der gerade zeitgemäß und landesüblich war.«

Grunwald, selbst einer der Initiatoren der jüdischen Volkskunde, schließt Bauwerke also aus den Objekten aus, die Aufschluss über einen spezifisch jüdischen Stil geben könnten.⁹ Ähnlich, aber mit einer Wendung, die fragende Neugier offen lässt, formuliert es der Architekt und Archäologe Ernst Hiller 1906 im Hinblick auf die zeitgenössische Situation im Synagogenbau: »Man ist überrascht, wenn man beim Betreten einer Synagoge oft denselben Eindruck empfängt, wie beim Eintritt in eine christliche Kirche. [...] Der Hauptgrund dieser [...] Erscheinung ist vielleicht darin zu suchen, dass wohl der synagogale Ritus eine Tradition hat, aber die Stätte, wo er seit Jahrtausenden in annähernd gleicher Form gepflegt wurde, die Synagoge, hat keine Tradition, wenigstens ist bis heute noch keine bekannt.«¹⁰ Hillers Nachsatz lässt das Forschen nach einer spezifisch jüdischen Bautradition zumindest offen, und tatsächlich kamen jüdische Bauwerke in dieser Zeit in den Blick der Bauforschung,

einen zweiten, an dem sie verlesen wird. Jedenfalls ist von vornherein die Vorstellung auszuschließen, als habe man bei Synagogenbauten an das *Vorbild des Tempels* gedacht. Der Tempel war im wesentlichen der Ort, an dem geopfert wurde; die Synagoge die Stätte des Gebets. In der Synagoge versammelt sich das Volk, im Tempel waltet der Priester«, ebd., Hervorhebung i. O. gesperrt. Max Grunwald war 1898 einer der Gründer der Gesellschaft für jüdische Volkskunde in Hamburg, wo er ein jüdisches Museum aufzubauen begann (vgl. Christine Schatz, Die »Gesellschaft für jüdische Volkskunde«, in: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 14, 2004, S. 121–134); online unter: http://www.kultur.uni-hamburg.de/volkskunde/Texte/Vokus/2004-1u2/vokus2004-1u2_s121-134.pdf (Zugriff: 28.9.2010). Grunwald gab ab 1898 auch die Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde heraus; vgl. Christoph Daxelmüller: Dr. Max (Meir) Grunwald, Rabbiner, Volkskundler, Vergessener. Splitter aus der Geschichte des jüdischen Wiens und seines Museums. In: Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen 1, 1994/95, S. 89–106.

9 So schlägt er in seinem Artikel vor, zukünftige Synagogen im Anschluss an die Gotik zu errichten – dies eventuell im Hinblick auf die neogotischen Synagogen des von Wien aus tätigen Architekten Max Fleischer. Zu den Wiener Synagogen vgl. zum Beispiel: Bob Martens, Herbert Peter: Die zerstörten Synagogen Wiens. Virtuelle Stadtpaziergänge. Wien 2009.

10 Ernst Hiller: Betrachtungen über den modernen Synagogenbau. In: Ost und West 6, 1906, 1, Sp. 29–36, hier Sp. 29. Vgl. auch die Interpretation von Hammer-Schenk (wie Anm. 5), S. 449–450.

Frühe Dokumentationsprojekte jüdischer Bauwerke

Die einschlägigen Gesellschaften und Vereine, die sich der Dokumentation und Erforschung jüdischer (Volks-)Kultur und Geschichte widmeten, nahmen in ihre Programme auch die Erfassung der Bauwerke auf, in denen sich jüdisches Leben abspielte. So heißt es in der ersten Ausgabe der Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde, 1898 herausgegeben von Max Grunwald: »Die Gesellschaft für jüdische Volkskunde, nach § 12 der Satzungen am 1. Januar 1898 gegründet, verfolgt den Zweck, die Erkenntnis des inneren Lebens der Juden zu fördern. Sie erstrebt deshalb eine möglichst vollständige Sammlung aller auf das Judentum und seine Bekenner bezüglichen Volksüberlieferungen und Kunsterzeugnisse und rechnet hierbei auf die Teilnahme aller, die für die Eigenart Israels Sinn und Interesse haben.«¹¹

Auch die in Frankfurt auf Betreiben des nicht-jüdischen Kunsthistorikers Heinrich Frauberger (1845–1920) im Jahr 1897 gegründete »Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler« setzte es sich zum Ziel, solche Objekte zu dokumentieren und zu erforschen:¹² Es wird »Alles zu sammeln sein, was als Anschauungsmaterial für Kunst, Cultus und Cultur der Juden dienen kann; es werden also nicht nur die Werke der Architektur, Plastik und Malerei, sondern auch das weitverzweigte Gebiet der decorativen Künste in den hierzu geeigneten Schöpfungen berücksichtigt werden müssen.«¹³ Offenkundig war den Beteiligten bewusst, dass diese Zeugnisse verloren zu gehen drohten: Die Migration und Verstärkung ließ die ländlichen jüdischen Gemeinschaften, in denen man am ehesten Belege für eine autonome jüdische »Volkskultur« zu finden glaubte, rapide schrumpfen, ihre Synagogen und anderen Einrichtungen verschwanden im Zuge der Modernisierung. Gleiches galt aber auch für nicht-jüdische Objekte und Bauwerke, so dass Denkmalin-

11 Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde 1898, 1, S. 1.

12 Frauberger war einer der wenigen nichtjüdischen Wissenschaftler seiner Zeit, die sich mit dieser Thematik befassten; vgl. den Nachruf von Erich Toeplitz: Direktor Prof. Dr. Heinrich Frauberger. In: Monatschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums Neue Folge 28, 1920, 3, S. 235–236.

13 Zweck und Ziel der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler zu Frankfurt a. M. In: Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler 1, 1900, S. 3. Der Artikel ist nicht signiert, dürfte aber von Heinrich Frauberger stammen.

ventarisation und dokumentierende Volkskunde allgemein dem erwarteten »sicheren Untergange« der »Reste der Vergangenheit« entgegenzuarbeiten hatten.¹⁴

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde mit der systematischen Dokumentation von Synagogen begonnen, Aufmaße und maßstäbliche Zeichnungen sowie Fotografien angefertigt und gesammelt. Interesse an jüdischen Bauwerken entwickelte sich nicht nur in den jüdischen Kreisen der Volkskundler und Baumeister, sondern offenbar auch unter nicht-jüdischen Denkmalpflegern, Architekten und Museumsleuten. Ein Ergebnis dieser frühen Phase der Forschung war die Dokumentation polnischer Holzsynagogen, die in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts begonnen wurde. Ihre Veröffentlichung in deutscher Übersetzung in den »Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde«, 1901, war der erste Beitrag zu Fragen der Architekturgeschichte in dieser Zeitschrift.¹⁵ Entsprechend dem Ansatz der volkskundlichen Hausforschung, nicht nur eine architektonische Struktur, sondern auch ihr Inventar und damit ihre Funktion zu dokumentieren, werden sowohl maßstäbliche Zeichnungen der Gebäude als auch einzelner Ausstattungsstücke publiziert (Abb. 2). Ebenfalls 1901 erschien in der jüdischen Zeitschrift »Ost und West«, einem wichtigen Organ der kulturzionistischen Bewegung und Ort der Ausrufung einer »Jüdischen Renaissance« durch Martin Buber im selben Jahr, ein Beitrag von Binjamin Segal über »Synagogale Kunst«. Darin referiert er den Stand der Forschung zu polnischen Synagogen ganz im Sinne einer Hinwendung auf ein »ursprünglicheres« Judentum in Osteuropa.¹⁶

14 »Die außerordentliche technische und industrielle Entwicklung unserer Zeit, verbunden mit einer ungeahnten Entfaltung der Verkehrswege und Verkehrsmittel, haben die Sitten, Gewohnheiten und Neigungen, sowie die Gestalt und Erzeugungsform der Gegenstände, welche ihren sichtbaren Ausdruck bilden, so von Grund aus verändert, daß die Reste der Vergangenheit sich mit jedem Jahre verringern und altertümliche Bauten, alte Geräte, alte Volkstrachten, was ihren öffentlichen Gebrauch betrifft, in absehbarer Zeit dem sicheren Untergange geweiht sind«, so die allgemein anhebende Einleitung des Aufsatzes »Zweck und Ziel...« (wie Anm. 13), S. 3.

15 M. Bersohn: Einiges über die alten Holzsynagogen in Polen. In: Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde 8, 1901, 2, S. 159–183.

16 Binjamin Segal: Synagogale Kunst. In: Ost und West 1, 1901, 4, S. 275–290; Martin Buber: Jüdische Renaissance. In: Ost und West 1, 1901, 1, Sp. 7–10. 1901 beschäftigt sich auch Heinrich Frauberger in einem Aufsatz mit historischen Synagogen in der Absicht, Hinweise für den zukünftigen Synagogenbau zu geben. Osteuropäische

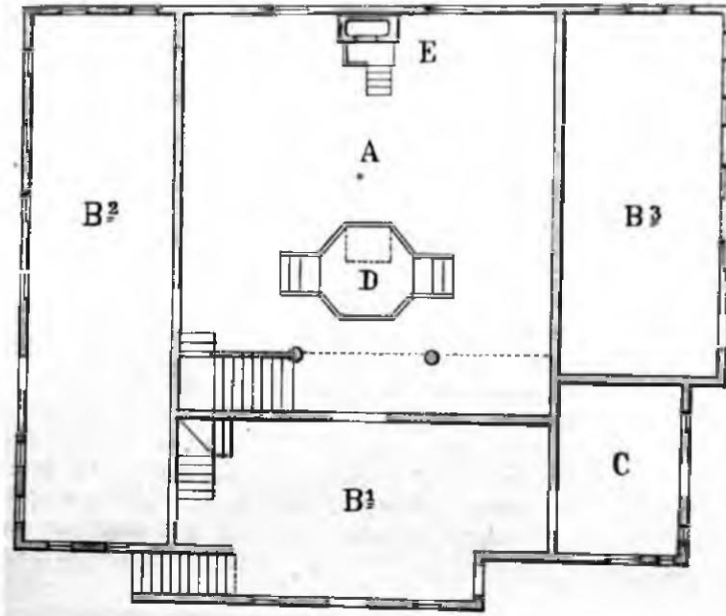


Abb. 2 Synagoge in Zabłudowo, Grundriss, publiziert 1901
(nach: Bersohn, wie Anm. 15)

Die polnischen Synagogen der vormodernen Zeit als Zeugnisse einer zwar von der nicht-jüdischen Umwelt abhängigen, in diesem Rahmen aber genuin jüdisch entwickelten Architektur herauszustellen, bot die Möglichkeit, auf zukünftige Bauwerke einzuwirken. So formuliert es die Kunsthistorikerin Rachel Wischnitzer-Bernstein (1885–1989) im Jahr 1916: »In diesen Bauten [den polnischen Holzsynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts] kommt eine ganz volkstümliche Kunst zum Ausdruck. Diese Kunst ist uns um so wertvoller, als wir annehmen können,

Beispiele nehmen dabei einen breiten Raum ein; vgl. [Heinrich] Frauberger: Über Bau und Ausschmückung alter Synagogen. In: Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler zu Frankfurt am Main 2, 1901, S. 3–43. Sein Interesse an religiös geprägten Objekten jüdischer Kultur findet Niederschlag in einem kurz darauf erschienenen Beitrag: Heinrich Frauberger: Über alte Kultusgegenstände in Synagoge und Haus (=Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler, 3 und 4). Frankfurt a. M. 1903.

daß sie vorwiegend von jüdischen Handwerkern ausgeübt wurde.«¹⁷ Sie schließt den Aufsatz, der mit Stichen nach eigenhändig von ihr angefertigten Zeichnungen verschiedener polnischer Synagogen illustriert ist, mit einem kritischen Blick auf die Bauten ihrer Gegenwart und einem optimistischen Ausblick: »Eine weitere Entwicklung [des polnischen Synagogenbaus] war unter dem Druck der Verhältnisse nicht möglich gewesen. Die moderne Synagogenbaukunst hat die Anläufe, die vielfach so glücklichen Versuche, die die Vergangenheit bietet, unberücksichtigt gelassen. Aber das Interesse, das heute unseren vernachlässigten Baudenkmalern entgegengebracht wird, bürgt dafür, daß die zerrissenen Fäden wieder geknüpft und verarbeitet werden. So wird unsere Geschichte für uns, in uns lebendig werden.«¹⁸ Aus der »volkstümlichen Kunst« der so genannten »Ostjuden« wird so eine Projektionsfläche eines auch angesichts der politischen Umwälzungen des Ersten Weltkriegs, die Wischnitzer-Bernstein ausdrücklich als Hintergrund ihrer Überlegungen nennt, neu zu entwickelnden jüdischen Selbstbewusstseins: »Noch ist unsere Stunde nicht gekommen. Aber heißt sich auf sie hin rüsten nicht – sie näher bringen?«¹⁹

Alfred Grotte (1872–1944), Architekt im böhmischen Tachau (Tachov), setzte mit seiner 1915 erschienenen Dissertation »Beiträge zur Entwicklung des Synagogenbaues in Deutschland, Böhmen und im ehemaligen Königtum Polen vom XI. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts« einen mehr auf architekturgeschichtliche Fragen ausgerichteten Akzent.²⁰ Gezielt führte Grotte Bauwerksdokumentationen durch, die

17 R. Bernstein-Wischnitzer (= Rachel Wischnitzer-Bernstein): Synagogen im ehemaligen Königreich Polen. In: S. J. Agnon und Ahron Eliasberg: Das Buch von den polnischen Juden. Berlin 1916, S. 87–105, hier S. 99. Der ganze Band ist ein Zeugnis der entschiedenen Hinwendung der Protagonisten einer »jüdischen Renaissance« und des Kulturzionismus zum »Ostjudentum«. Für den Hinweis auf diesen Band danke ich Herrn Tobias Lamey, Aachen, sehr herzlich; seine Dissertation zu polnischen Synagogen wird 2010 erscheinen. Zu Wischnitzer-Bernsteins Engagement für die Erforschung jüdischer Kunst vgl. auch die Bibliographie in: Rachel Wischnitzer: From Dura to Rembrandt. Milwaukee 1990, bes. S. 180–187; sowie den Beitrag von Naomi Feuchtwanger-Sarig in diesem Band.

18 Bernstein-Wischnitzer (wie Anm. 17), S. 104.

19 Ebd. S. 91. Vgl. zu dieser Thematik zum Beispiel Michael Brenner: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. München 2000.

20 Alfred Grotte: Beiträge zur Entwicklung des Synagogenbaues in Deutschland, Böhmen und im ehemaligen Königtum Polen vom XI. bis Anfang des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1915.

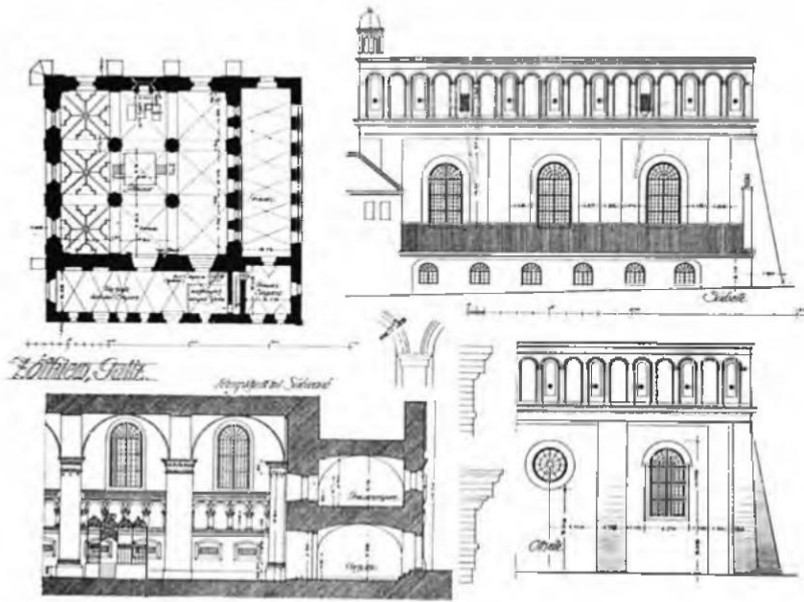


Abb. 3 Synagoge in Zolkiew, Aufmaß von Alfred Grotte, publiziert 1915
(nach: Grotte, wie Anm. 20)

seine historische Typologie des Synagogenbaus untermauern sollten (Abb. 3). Die nicht-architekturgebundene Ausstattung spielte bei ihm eine untergeordnete Rolle. Auch Grottes Arbeit entstand im engen Umfeld der jüdischen Volkskundler, sie wurde erstmals in den Heften VII und VIII der »Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler«, Frankfurt, publiziert.²¹

Mit der Dokumentation der Bauwerke und ihrer Publikation verband sich das Interesse, weitere Kreise für diesen Aspekt der jüdischen

21 Grotte (wie Anm. 20), S. II. Die Dissertation wurde 1914 von der Technischen Hochschule zu Danzig anerkannt, Referent war Prof. Dr. Adalbert Matthaei (1859–1924), Lehrstuhl für Kunstgeschichte und Experte u.a. für mittelalterliche Architektur und Kunst, Korreferent war Prof. Ernst Petersen (Landbauinspektor a. D., 1912 tätig am Königlichen Kunstgewerbe-Museum in Berlin und seinerzeit Mitglied des Deutschen Werkbunds, auf den weiter unten noch zurückzukommen sein wird; vgl. www.deutscherwerbund-nw.de/uploads/media/1912_Mitglieder.pdf, Zugriff: 28.9.2009).

Sachkultur zu interessieren. Nicht nur in den Publikationen der einschlägigen Vereine, sondern auch in weiter verbreiteten jüdischen Zeitschriften wie »Ost und West« und später »Menorah« wurden zahlreiche Aufsätze zu dieser Thematik veröffentlicht.²² Gleichzeitig wurde versucht, für das Thema eine nicht-jüdische Öffentlichkeit zu gewinnen, indem man sich mit volkskundlich fundierten Beiträgen an Ausstellungsprojekten beteiligte. Hierbei spielte Architektur zwar nicht die zentrale Rolle, wurde aber gleichsam als »Rahmen« jüdischen Lebens präsentiert. Eine frühe Ausstellung, die sich historische Synagogen und ihre Ausstattung zum Thema setzte, fand, organisiert von Heinrich Frauberger, 1908 in Düsseldorf statt.²³ Wie immer bei Ausstellungen zu Architekturthemen, bestand auch hier das Problem, Bauwerke angemessen im Museum zu präsentieren: Fotos und Zeichnungen lieferten eine Fülle von Beispielen der älteren Synagogenarchitektur Palästinas und Europas. Ausstattungsstücke waren hingegen das, was als Original gezeigt werden konnte. Dies brachte eine Konzentration auf »sammlungsfähige« Objekte mit sich, die offenbar auch in der Forschung im Zentrum des Interesses standen.

Einen Schritt weiter ging man dort, wo Synagogeneinrichtungen geschlossen in einen musealen Kontext überführt wurden.²⁴ Das Konzept, komplette Räume einer historischen Epoche, einer sozialen Schicht, einer Berufsgruppe, einer Volksgruppe oder eines religiösen Bekenntnisses in Museen zu überführen, brachte auch »jüdische Räume« in entsprechende Sammlungen. Ein Beispiel ist die barocke Hornburger Synagoge, die 1925 ins Vaterländische Museum Braunschweig (heute: Braun-

22 Eine vollständige Bibliographie der in jenen Jahren erschienenen Artikel zur Architektur und Theorie des Synagogenbaus kann an dieser Stelle nicht gegeben werden.

23 Heinrich Frauberger: Ausstellung von jüdischen Bauten und Kunst-Gegenständen für Synagoge und Haus in Abbildungen und Originalen. Veranstalter von der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler zu Frankfurt a.M., Kunstgewerbe-Museum zu Düsseldorf, 3. Mai bis 2. Aug. 1908. Düsseldorf 1908.

24 Zu Fragen der »Musealisierung« von Synagogen und ihrer Ausstattungen vgl. Sabine Offe: Ausstellungen, Einstellungen, Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich. Berlin, Wien 2000; Katharina Rauschenberger: Jüdische Tradition im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Geschichte des jüdischen Museumswesens in Deutschland (=Forschungen zur Geschichte der Juden, 16). Hannover 2002; Jens Hoppe: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland (=Internationale Hochschulschriften, 393). Münster u.a. 2002.

schweigisches Landesmuseum) transferiert wurde.²⁵ Dem damaligen Direktor Karl Steinacker (1872–1944) war es in Kooperation mit dem Braunschweiger Landesrabbiner Kurt Wilhelm gelungen, eine baufällig gewordene Landsynagoge, die schon seit Jahrzehnten kaum genutzt und daher von den Umgestaltungen der jüdischen Reformbewegung unberührt war, erst sorgfältig zu dokumentieren und dann einschließlich einiger Architekturelemente ins Museum zu bringen (Abb. 4).²⁶ 1925 wurde sie mit einer neu geordneten Präsentation älterer Sammlungsbestände in der jüdischen Abteilung des Vaterländischen Museums eröffnet.

Mit der Person des Braunschweiger nicht-jüdischen Museumsdirektors Steinacker verbindet sich eine weitere Leistung: Als Verfasser des Denkmalinventars für den Landkreis Gandersheim im Herzogtum Braunschweig nahm er 1910 als einer der ersten eine neuzeitliche Synagoge mit einer recht umfangreichen Beschreibung und mehreren Abbildungen in seine Dokumentation auf, den Jakobstempel in Seesen, eingeweiht 1810 als früheste eigens errichtete Reformsynagoge.²⁷ Schon in den frühen Denkmalinventaren, die seit den 1880er Jahren publiziert wurden, tauchen Synagogen gelegentlich auf. Besondere Aufmerksamkeit erfuhren die mittelalterlichen Bauwerke wie die Synagoge

25 Vgl. Kurt Wilhelm: Die Hornburger Synagoge im Vaterländischen Museum zu Braunschweig. In: *Menorah* 8, 1930, S. 257–260. Ein weiteres Beispiel einer in einem allgemeinen, nicht-jüdischen historischen Museum präsentierten Synagogeneinrichtung war die Ausmalung der Synagoge in Kirchheim, die seit 1911 dem Luitpoldmuseum Würzburg (heute Mainfränkisches Museum) gehörte und dort im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Die Ausmalung der Synagoge in Horb am Main, die ebenfalls schon lange nicht mehr von einer jüdischen Gemeinde genutzt wurde, war ab 1913 in Teilen in der Gemäldegalerie Bamberg ausgestellt. Seit 1968 ist sie im Israel-Museum Jerusalem aufgebaut. Das Konzept, Synagogenräume als Ganze in einen musealen Kontext zu überführen, um damit Vielfalt und gleichzeitig Einheit jüdischer Kultur zu demonstrieren, war bisher grundlegend für die Präsentation im Israel-Museum in Jerusalem, wo deutsche, italienische und indische Einrichtungen geschlossen präsentiert wurden. Ob dies nach dem Umbau des Museums wieder der Fall sein wird, ist dem Verfasser nicht bekannt.

26 Zur weiteren Geschichte der Ausstellung der Synagoge im Landesmuseum vgl. Wulf Otte: Die Hornburger Synagoge. Zur Ideologisierung eines Museumsobjektes in der Zeit des Nationalsozialismus. In: *Braunschweigesches Jahrbuch für Landesgeschichte* 80, 1999, S. 219–226.

27 Karl Steinacker: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim (=Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, 5). Wolfenbüttel 1910, S. 337–339.



Abb. 4 Synagoge in Hornburg, Foto vor der Translozierung des Inventars und einiger Architekturelemente, vor 1925 (nach: Wilhelm, wie Anm. 25)

in Worms, wogegen jüngere Bauten nur mit knappsten Erwähnungen Eingang fanden.²⁸ Diese Fixierung auf mittelalterliche Architektur und Kunst entsprach dem historistischen Interesse an jener Epoche, das jüngere Bauwerke – und vor allem die der ersten Jahre des eigenen Jahrhunderts – weniger würdigte. Auch wenn die Beschreibungen mancher Synagoge und ihres Inventars nur wenig Sachkenntnis des jüdischen Kontextes ihrer Entstehung erkennen lassen, waren jüdische Bauwerke damit als kunst- und kulturhistorisch wertvolle Objekte anerkannt und Gegenstand allgemeiner vergleichender Forschung geworden.²⁹

- 28 Als Beispiele früher Erwähnungen seien genannt: Ernst Wörner: *Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Provinz Rheinhesen. Kreis Worms*. Darmstadt 1887; darin zur mittelalterlichen Wormser Synagoge ein umfangreicher, mit maßstäblichen Rissen und Detailzeichnungen reich illustrierter Artikel, S. 258–265. Im *Denkmalinventar des Fürstentums Anhalt* finden sich folgende Erwähnungen von Synagogen (Friedrich Büttner Pfänner zu Thal: *Anhalts Bau- und Kunst-Denkmalier nebst Wüstungen*. Dessau 1894): »Ballenstedt. Synagoge, im Hinterhof eines Privatmanns gelegen. Einfacher Fachwerkbau aus dem Ende des 18. Jahrhunderts (1790). In derselben sechs alte Messingkronleuchter, deren oberstes Glied, mit welchem dieselben an den Stricken festgemacht sind, je eine Figur bildet, dabei mehrere menschliche, und ein Doppeladler. Ferner ein neunarmiger Leuchter von Messing«, ebd. S. 12; »Kleinalleben. Synagoge. Ohne Schmuck; darin einige Judenlampen«, ebd. S. 47; »Köthen. Die Synagoge ist 1805 [...] erbaut«, ebd. S. 251; »Dessau. Synagoge in der Schulstraße, ist 1686 erbaut, aber 1858 vollständig erneuert«, ebd. S. 350; »Wörlitz. Das nach dem Muster des Vestatempels zu Rom erbaute jüdische Gotteshaus am nördlichen Ende der Stadt, welches auch den jüdischen Einwohnern Oranienbaums, früher auch Koswigs, als Tempel dient, stammt aus dem Jahre 1787«, ebd. S. 410; »Koswig. Der Judentempel ist 1800 erbaut«, ebd. S. 505. Keine der Synagogen des an bedeutenden jüdischen Bauwerken reichen Fürstentums Anhalt ist abgebildet. Trotz der Kargheit der Angaben ist das Denkmalinventar für einige Objekte der wichtigste Beleg ihrer Existenz, erhalten ist heute lediglich die Synagoge in Wörlitz; vgl. Ulrich Knufinke: »...der Gottheit als heiliger Tempel, den Menschen als heilige Stätte der Anbetung« – jüdische Ritualbauten des 18. und 19. Jahrhunderts in Anhalt. In: Bernd G. Ulbrich (Hg.): *Anhalt, deine Juden... Dessauer Herbstseminar 2002* (=Schriftenreihe der Moses-Mendelssohn-Gesellschaft Dessau e.V., 13). Dessau 2002, S. 133–148. Zur Inventarisierung jüdischer Bauwerke in Böhmen vgl. den Beitrag von Magda Veselska in diesem Band.
- 29 Auch in den frühen Bänden des populäreren »Dehio«, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts erstmals herausgegeben wurde und bis heute fortgeführt wird, finden Synagogen knappe Erwähnung als besichtigungswerte Objekte. So verzeichnet der Band »Süddeutschland« (Georg Dehio: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler III: Süddeutschland*. Berlin 1908), der ungefähr die heutigen Bundesländer Bayern (ohne Unter- und Oberfranken) und Baden-Württemberg (ohne große Teile Badens) um-

Historische Bauten als Quellen für neue Entwicklungen in der Synagogenarchitektur

Bereits am Anfang der volkskundlichen Beschäftigung mit jüdischen Bauwerken stand neben dem Aspekt der »Gleichstellung« jüdischen Kulturguts mit dem nicht-jüdischen eine andere Frage im Raum: Wie könnte man aus dem historischen Material Anregungen für die Gestaltung neuer Bauten und Objekte gewinnen? – also die grundsätzliche Frage der kunstgewerblichen Sammlungen des 19. Jahrhunderts, die Historisches als Reservoir für Zukünftiges zusammentragen und systematisch erschlossen. So formuliert es das »Gründungsmanifest« der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler im Jahr 1900: »Die ganze Zeit, seit Israeliten existieren, der ganze Raum, wo Juden wohnten oder sind, und das ganze Gebiet, auf dem für die Juden eine künstlerische Äußerung möglich war, bilden den Boden für die Sammelarbeit der Gesellschaft. Und nur dann, wenn die »Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler« zielbewußt sammelt, systematisch und gründlich sammelt, wird sie mit der Zeit ein reiches Material als Unterlage zur Lösung der noch durchaus unklaren Frage über den Antheil der Juden an der bildenden Kunst gewinnen, einen reichhaltigen Stoff, der ebenso geeignet sein wird, zu wissenschaftlichen Untersuchungen aller Art zu dienen, wie als Vorbild genutzt zu werden, wenn Kunstwerke für den jüdischen Cultus neu zu schaffen sind.«³⁰

Systematische Erschließung der Vergangenheit mit dem Ziel der Fruchtbarmachung für die Gegenwart war auch die Absicht des vielbändigen, seit der Jahrhundertwende neu erscheinenden »Handbuch[s] der Architektur«. Es versammelt enzyklopädisch das zeitgenössische Wissen um das gesamte Bauwesen. 1906 publizierte der an der Technischen Hochschule Dresden lehrende Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt (1850–1938) im Band »Kirchen« einen Artikel über Synagogen. Dass sie im »Handbuch« wie selbstverständlich behandelt wurden, macht ihre hohe Bedeutung für das praktische Schaffen der zeitgenössischen Architekten

fasst, drei Synagogen: »Ansbach [...] Synagoge. 1743 von L. Retty [sic]!«, ebd. S. 19; »Baiersdorf [...] Synagoge 1712. Ganz einfach. Die trefflichen Messingkronleuchter von G. Gerstner«, ebd. S. 48; »Freudental [...] Synagoge 1770«, ebd. S. 135.

30 Zweck und Ziel... (wie Anm. 13), S. 9.

deutlich.³¹ Gurlitt, der spätere Gutachter in Kurt Goldenbergs Promotionsverfahren, sieht, wie andere Zeitgenossen auch, bei den modernen Synagogen eine »Verflauung der liturgischen Formen [...], indem die Synagoge sich mehr und mehr der protestantischen Kirche in ihrer Anlage näherte.«³² Nach Gurlitts Überzeugung sollte aber der spezifische Ritus, also ein Aspekt der Funktion, jedes sakrale Bauwerk prägen.³³ Er rät: »Versuche mit einer strengeren Erfassung des eigenartig Jüdischen, auf Grund der geschichtlichen Entwicklung der Synagoge, würden gewiss zu bemerkenswerten Neubildungen führen.«³⁴ Als Beispiel gibt Gurlitt einen Entwurf von Franz Brantzky (1871–1945) für den Wettbewerb um die Synagoge in Düsseldorf von 1900 an (Abb. 5): »Er dürfte damit für die Zukunft eine beachtenswerte Anregung zu selbständiger Gestaltung dieser Gruppe von Bauten gegeben haben, in dem er in freier Weise den Stil der syrischen Bauten der Zeit Christi und der folgenden Jahrhunderte modern ausgestaltete.«³⁵ Beispiele dieses Monumentalismus finden sich zahlreich im Synagogenbau vor dem Ersten Weltkrieg.³⁶ Ihr »Stil« lässt eine Architektur assoziieren, wie man sie sich für die frühen Jahrhunderte nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels vorstellte.

31 Schon im »Deutschen Bauhandbuch« von 1884 war ein Artikel des oben zitierten Edwin Oppler mit konkreten Anweisungen zur Gestaltung von Synagogen und jüdischen Friedhöfen erschienen. Dies belegt, dass jüdische Bauwerke im ausgehenden 19. Jahrhundert so bedeutende Aufgaben für Architekten geworden waren, dass sie systematisch gleichrangig mit christlichen Bauten behandelt wurden; vgl. Edwin Oppler, A. Haupt: Synagogen und jüdische Begräbnisplätze. In: Deutsches Bauhandbuch II: Baukunde des Architekten, zweiter Theil. Berlin 1884, S. 270–285; Cornelius Gurlitt: Kirchen. In: Handbuch der Architektur vierter Teil: Entwerfen, Anlage und Einrichtung der Gebäude. 8. Halbband: Kirchen, Denkmäler und Bestattungsanlagen. H. 1. Stuttgart 1906, S. 126–165.

32 Gurlitt (wie Anm. 31), S. 147.

33 Ebd., S. 42: »Die Liturgie ist also Bauherr bei Errichtung eines Gotteshauses. Und wie der Bauherr eines Wohnhauses das gute Recht hat, an den Architekten bestimmte Wünsche und Forderungen zu stellen; wie es Zeichen eines guten Architekten ist, wenn es ihm gelingt, diesen Forderungen und Bedürfnissen künstlerischen Ausdruck zu geben; so hat der Baumeister eines Gotteshauses die Aufgabe, die Forderungen der Liturgie in künstlerische Form zu bringen.«

34 Ebd., S. 147.

35 Ebd., S. 146. Zu Brantzky's Entwurf und seiner Stellung bei Gurlitt vgl. Hammer-Schenk (wie Anm. 5), S. 451.

36 Beispiele sind die Westend-Synagoge in Essen von Franz Roeckle (1910), die Synagoge in Essen von Edmund Körner (1913) oder die Synagoge in Augsburg von Fritz Landauer (1918).

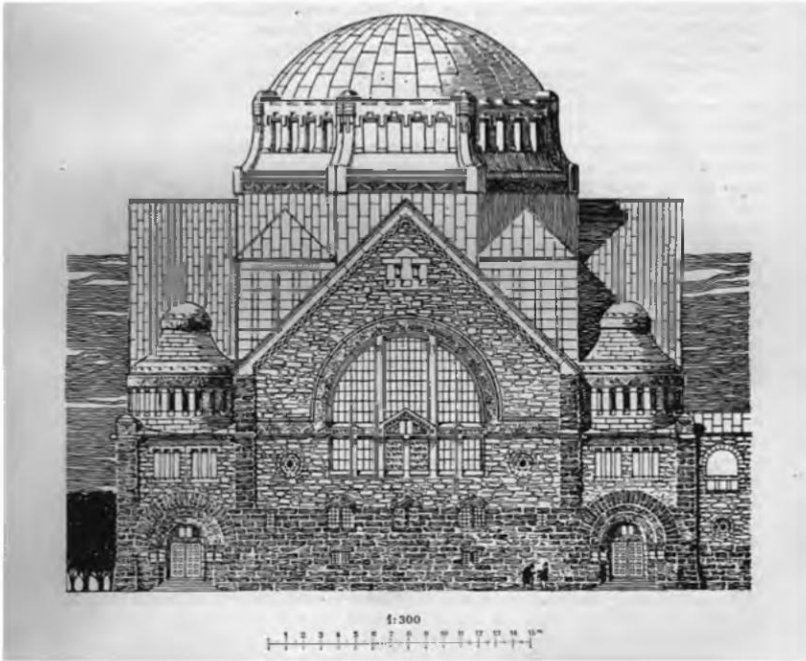


Abb. 5 Entwurf für eine Synagoge in Düsseldorf von Franz Brantzky, 1900
(nach: Gurlitt, wie Anm. 31)

Gurlitts Blick auf die »Frühe«, die Anfänge der Synagogenarchitektur reflektiert ein archäologisches Interesse an den Zeugnissen jüdischer Kultur in Palästina, das in jenen Jahren einen gewissen Aufschwung nahm und sich in den Programmen der Gesellschaft für jüdische Volkskunde oder der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler niederschlug. Auf Betreiben Ernst Hillers, der, wie oben zitiert, 1906 die Unkenntnis einer »Tradition« im Synagogenbau beklagte, gründete sich 1910 eine »Gesellschaft für Palästina-Forschung«, die offenbar der erste ausschließlich auf diese Thematik ausgerichtete Verein jüdischer Interessierter war. Hiller setzte in die Ergebnisse einer Erforschung des antiken Judentums hohe Erwartungen für ein neues jüdisches Selbstbewusstsein: »[Die] Wahrheiten, die der Forscher aus Schutthügeln scharrt, geben gerade dem Juden immer mehr das Recht, sein Volk als dasjenige zu betrachten, dessen Geisteskultur der Mutterboden für die gesamte moderne Ethik wurde.«³⁷

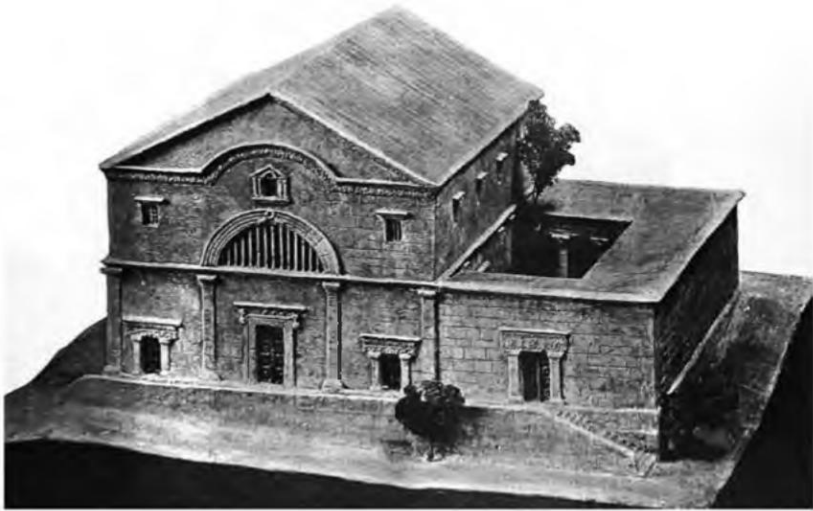


Abb. 6 Antike Synagoge in Telhum (Kapernaum), Rekonstruktionsmodell von Kohl und Watzinger, publiziert 1916 (nach: Kohl und Watzinger, wie Anm. 38)

Die Ausgrabungen antiker Synagogen in Palästina und Galiläa, die Heinrich Kohl und Carl Watzinger 1916 publizierten und an denen Hiller 1905 persönlich beteiligt war, dürften nicht ohne Einfluss auf die Architektur zeitgenössischer Synagogen geblieben sein: Man wandte sich einem antikisierenden Klassizismus zu, der in den Rekonstruktionen der ergrabenen Bauwerke Rückhalt fand (Abb. 6).³⁸ Zum Beispiel lässt sich die basilikale Front der Synagoge am Fraenkl-Ufer in Berlin von Alex

37 Die Geschichte des Vereins ist offenbar noch nicht weiter erforscht. Hiller formulierte 1910 ehrgeizige Ziele für ein von jüdischer Seite getragenes Institut zur Erforschung Palästinas; Ernst Hiller: Die archäologische Erforschung Palästinas. Vortrag gehalten am 12. Dezember 1910. Veröffentlichungen der Gesellschaft für Palästinaforschung 1 [Wien 1911], S. 1.

38 Heinrich Kohl, Carl Watzinger: Antike Synagogen in Galilaea. Leipzig 1916. Ein früher Beitrag zur 1905 veranstalteten Grabungskampagne der Deutschen Orientgesellschaft, die die Grundlage für dieses Werk legte, erschien bereits 1908: O[tto] Eberhard: Die Synagogenruinen Galilaeas. In: Ost und West 8 (1908), Sp. 663–676. Das Modell befindet sich im Archäologischen Institut der Universität Tübingen. Für freundliche Hinweise zu dieser Thematik danke ich Herrn Dr. Hanswulf Bloedhorn, Tübingen.

Beer, fertiggestellt 1916, als Interpretation der antiken Synagogen verstehen, die nun, wie die frühchristlichen Kirchen, zum Ausgangspunkt einer neuen Sakralarchitektur hätte werden können.³⁹

Einen anderen Rückgriff auf »frühe« Gestaltungsweisen, die etwas »eigenartig Jüdisches« (Gurlitt) wachrufen, wurde auf der Dresdner Kunstgewerbeausstellung von 1906 präsentiert, die unter anderem von Cornelius Gurlitt kuratiert wurde. Als Station auf dem Weg zur Gründung des Deutschen Werkbunds 1907 dürfte die Schau einen wesentlichen Impuls zur Entwicklung der modernen Architektur in Deutschland gegeben haben. Neben katholischen und protestantischen Kirchenräumen und einem für die Freidenkerbewegung konzipierten »Vortragsaal« zeigte man eine Synagogeneinrichtung, die Heinrich Frauberger zusammengestellt hatte (Abb. 7).⁴⁰ Der Raum ist vollständig mit Holz verkleidet, die zentrale Stellung der Bima und die Aufstellung beweglicher Betspulte (statt der seit dem 19. Jahrhundert üblichen festen Bankreihen) bekunden eine Hinwendung zu den Synagogen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Einzelformen verarbeiten reduzierend und abstrahierend Motive verschiedener stilistischer Prägungen, was in der zeitgenössischen Reformarchitektur Parallelen findet.⁴¹ Der Rückgriff auf vormoderne Vorbilder und ihre rein handwerkliche, nicht industrielle Fertigung entspricht einerseits den Ideen der Lebensreformbewegung, andererseits weist er auf die voremanzipatorische Zeit des Judentums zurück.

Die Transformierung der durch baugeschichtlich-volkskundliche Forschung gewonnenen Kenntnisse in eine neue »jüdische« Architektur wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch in jenen Ländern versucht, in denen man die größten Zeugnisse historischer jüdischer »Volks-Architektur« vorfand. Der Lemberger Architekt Josef Awin (1883–1942,

39 Die Synagoge ist abgebildet zum Beispiel bei Hammer-Schenk (wie Anm. 5), Abb. 400–402. Auf den ebenfalls seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu beobachtenden Rückgriff christlicher Kirchenarchitektur auf die Bauten der frühchristlichen Zeit kann hier nicht weiter eingegangen werden.

40 Die Einrichtung entstand »unter Mitwirkung von A. R. Hochreiter, Felix Horowitz, J. Lasius, Frau Tina Frauberger u. a.«, vgl. Das Deutsche Kunstgewerbe 1906. III. Deutsche Kunstgewerbeausstellung Dresden 1906. München 1906, S. 89.

41 Frauberger hatte bereits zuvor zu Synagogeneinrichtungen publiziert und war damit vielleicht den Kuratoren der Dresdner Ausstellung um Gurlitt als Experte für jüdische Kunst aufgefallen, vgl. Anm. 16.



Abb. 7 Synagogeneinrichtung auf der III. deutschen Kunstgewerbeausstellung in Dresden von 1906 (nach: Das Deutsche Kunstgewerbe, wie Anm. 40)



Abb. 8 Entwurf einer Synagoge für eine polnische Stadt von Josef Awin, 1910
(nach: Kravtsov, wie Anm. 42)

ermordet im Holocaust) publizierte 1910 zum Beispiel einen Entwurf für eine kleinstädtische Synagoge, der ohne die genaue Kenntnis der älteren polnischen Holz- und Steinsynagogen nicht denkbar wäre (Abb. 8).⁴² Der Bau steht dabei durchaus im Kontext der zeitgenössischen »Heimatschutzarchitektur«, bei deren Münchner Protagonisten Awin 1906–1907 studiert hatte: Sie erhoben Vorbilder der vorindustriellen Zeit zu Leitbildern einer »bodenständigen« Architektur, die die Probleme der modernen Gesellschaft mindern sollte.⁴³ Awin selbst beteiligte sich intensiv an der Dokumentation und Erforschung historischer Syna-

42 Der Entwurf ist publiziert in: Leon Reich (Hg.): *Almanach Żydowski. L'viv 1910*, o.P. Für den Hinweis auf Awin und die Übermittlung der Zeichnung danke ich herzlich Herrn Dr. Sergey Kravtsov, Hebrew University of Jerusalem, der einen umfassenden Artikel zu Awin vorbereitet. Sergey R. Kravtsov: *Józef Awin on Jewish Art and Architecture*. In: *Proceedings of the First Congress of Jewish Art in Poland*, October 2008. Warsaw 2010 (im Druck).

43 Zur Frage der »Bodenständigkeit« jüdischer Bauten vgl. Ulrich Knufinke: *Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland*. Petersberg 2007 (=Schriften der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, 3), S. 236–238 und S. 280–283.

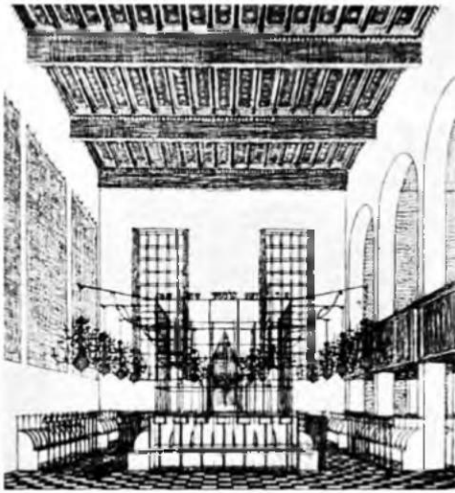


Abb. 9 Entwurf für eine Synagoge in Wien-Hietzing von Hugo Gorge, 1912
(nach: Hammer-Schenk, wie Anm. 5)

gogen und gründete in der Mitte der Zwanziger Jahre eine entsprechende Vereinigung.⁴⁴

Zwei Jahre nach Awins Entwurf, im Jahr 1912, lieferte Hugo Gorge (1883–1934) ein Projekt für eine neue Synagoge in Wien-Hietzing, der in der Abstraktion der älteren Vorbilder weiter ging als der Vorschlag Awins.⁴⁵ Die Reduktion des Baukörpers auf eine ungegliederte, kubische Umhüllung des Versammlungsraums entsprach den Tendenzen der zeitgenössischen Architektur, auf überflüssiges Dekor zu verzichten (Abb. 9). Für die Gestaltung der liturgisch wichtigen Orte griff Gorge auf mittelalterliche bzw. frühneuzeitliche Vorbilder wie die Altneuschul in Prag oder die Synagoge in Krakau-Kazimierz zurück.

⁴⁴ Awin publizierte seine Ansichten zur Notwendigkeit der Dokumentation jüdischen Kulturguts auch in deutschsprachigen Zeitschriften, vgl. Joseph Awin: Anmerkungen zum Kapitel »jüdische Volkskunst«. In: *Das Zelt* 1, 1924, 5, S. 158–159; und ders.: Die Pflege unserer Kunstdenkmäler. In: *Menorah* 5, 1927, 6, S. 417–418.

⁴⁵ Zur Geschichte der Synagoge vgl. zum Beispiel Martens (wie Anm. 9), S. 134–142.

Neue Gestaltungsformen in den Zwanziger Jahren: der Abschied von historischen Vorbildern

Auch der in Hietzing 1924 nach Entwürfen von Arthur Gruenberger ausgeführte Bau stellt sich in die Tradition älterer Synagogen, hier der so genannten »Festungssynagogen«, die in der Zeit der Renaissance und des Barock einen spezifischen Bautyp für Synagogen in Polen darstellten. Jedoch musste fraglich bleiben, ob polnische Synagogen des 17. oder 18. Jahrhunderts tatsächlich geeignete Vorbilder für Bauwerke moderner Großstadtgemeinden sein konnten oder ob sie nicht zu sehr nostalgische Anleihen wären.⁴⁶

Tatsächlich kann festgestellt werden, dass ab Mitte der Zwanziger Jahre die historischen Synagogen einer wie auch immer konstruierten jüdischen Tradition nicht mehr als Vorbilder für Neuplanungen herangezogen wurden: Die Trennung von bauhistorischer, volkskundlicher Forschung und architektonischer Gestaltung vollzog sich mit der Durchsetzung der Ideale des Funktionalismus und des so genannten »Neuen Bauens« im Sakralbau. Dokumentationen im Sinne der Bauforschung, wie sie die Architekten Grotte und Goldenberg mit ihren Aufmaßen und Zeichnungen durchgeführt hatten, wurden von Fotodokumentationen abgelöst, wie zum Beispiel dem Projekt Theodor Harburgers in Bayern.⁴⁷ Entwerfende Architekten und auftraggebende Gemeinden wandten sich dem »Neuen Bauen« zu: Zum Beispiel strebte die Hamburger jüdische Reformgemeinde beim Bau ihrer neuen Synagoge ausdrücklich danach, die gegenwärtigen Strömungen aufzunehmen.⁴⁸ Zur Vorbereitung des 1929 ausgeschriebenen Architektenwettbewerbs reisten die Mitglieder der Baukommission zu entsprechenden Bauten und Ausstellungen. In

46 Der im Sinne der architektonischen Moderne radikalste Beitrag zum Architektenwettbewerb, eingereicht von Richard Neutra, hatte 1924 noch keine Chance auf Realisierung.

47 Harburgers Dokumentation konnte erst 1998 herausgegeben werden: Theodor Harburger: Die Inventarisierung jüdischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Bayern. Fürth 1998. Geringer im Umfang ist die Dokumentation Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg, hg. v. Oberrat der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs. Haigerloch 2002 (Reprint der Ausgabe Frankfurt a. M. 1932).

48 Vgl. Ulrich Knufinke: Hamburg, Synagoge (Tempel) in der Oberstraße. In: Aliza Cohen-Mushlin und Harmen H. Thies (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland. Petersberg 2008 (=Schriften der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, 5), S. 264–268.

einem Artikel zur Einweihung des Tempels in der Oberstraße von 1931 heißt es: »[die Mitglieder] empfingen [so] den ersten erschütternden Eindruck davon, wie heute insbesondere ein jüdisches Gotteshaus in Schlichtheit und Monumentalität zugleich gebaut werden könnte, wobei die [...] übliche Nachahmung fremder Stile – wie sie bisher für jüdische Sakralbauten gebräuchlich waren – gänzlich verlassen werden konnte.«⁴⁹ Die moderne Architektur versprach also eine Lösung der Stilfrage, sie war kein »fremder«, vergangener, sondern ein gleichsam »eigener«, zeitgemäßer Stil für jüdische Bauaufgaben.

Obwohl damit eine der Zielsetzungen der Dokumentation und Erforschung historischer Bauwerke obsolet geworden war, nämlich ihre Fruchtbarmachung zur Gestaltung eines genuin jüdischen Ausdrucks in neuer Architektur, gingen die Bemühungen um diese Zeugnisse der jüdischen Geschichte weiter. Sie etablierten sich – mehr oder weniger erfolgreich – als wissenschaftliches Forschungsfeld, das nach der Schoa und der Staatsgründung Israels neue Bedeutungsdimensionen erlangen sollte.⁵⁰ Die Frage nach einer »(Rück-)Gewinnung« jüdischer Identität aus der Rekonstruktion jüdischer Kulturen der Antike, des Mittelalters

49 Urias: Zur Geschichte des Tempel-Neubaus. Aus den Bau-Akten. In: Bruno Itallier: Festschrift zum hundertzwanzigjährigen Bestehen des Israelitischen Tempels in Hamburg 1817–1937. Hamburg 1937, S. 34–38, hier S. 36.

50 Als ein bedeutender Schritt in Richtung auf die Etablierung einer »jüdischen Architekturgeschichte« muss die Arbeit Krautheimers zu mittelalterlichen Synagogen gelten: Richard Krautheimer: Mittelalterliche Synagogen. Berlin 1927. Als Überblickswerk zur jüdischen Kunst, in dem auch Synagogen eine Rolle spielen, erschien 1929: Ernst Cohn-Wiener: Die jüdische Kunst. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Berlin 1929. Auch nach 1933, zunächst noch in Deutschland, später in der Emigration, gingen die Forschungen weiter, so erschienen 1935 in Berlin grundlegende Werke wie von Rahel Wischnitzer-Bernstein: Symbole und Gestalten der jüdischen Kunst. Berlin-Schöneberg 1935; und von Franz Landsberger: Einführung in die jüdische Kunst. Berlin 1935. Noch nach der so genannten »Reichspogromnacht« kam 1939 in Deutschland ein letzter kunsthistorischer Artikel über Synagogenarchitektur heraus, Rachel Wischnitzer-Bernstein: Die Synagoge in Ellrich am Südharz. In: Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 83, 1939, S. 493–508. Mit diesem Heft, das nicht mehr ausgeliefert wurde, musste die traditionsreiche Zeitschrift, die zuletzt vom Jüdischen Kulturbund herausgegeben wurde, ihr Erscheinen einstellen (freundl. Mitteilung von Hanswulf Bloedhorn, Tübingen). Wischnitzer-Bernsteins ausführliche Beschreibung des Bauwerks beruht auf ihrem Besuch im Jahr 1937 (ebd. S. 508). Darauf, dass die Synagoge zum Zeitpunkt des Drucks bereits vernichtet war, gibt es keinen Hinweis.

und der Frühen Neuzeit wurde hinsichtlich der Architektur neuer Synagogen und Gemeindezentren nicht mehr aufgeworfen. Die Frage nach dem »genuin Jüdischen« in ihrer Gestalt jedoch treibt Architekten, Auftraggeber und Forschung bis in die Gegenwart an, wenn 2004 der Titel einer umfangreichen Ausstellung zu diesen Bauten lautet: »Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur.«⁵¹

- 51 Angeli Sachs und Edward van Voolen (Hg.): Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur. München 2004.